

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

182 (7.8.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Karlsruhe, 7. August

Nummer 182 — 1915

Deutsche und französische Austauschverwundete im Bahnhof.

Eindrücke eines badischen Eisenbahnbeamten.
Austauschverwundete! Gleich ob Freund oder Feind — welches mitfühlende Menschenherz krampt sich nicht unwillkürlich voll Weh zusammen beim Anblick eines Austauschverwundetentransportes? „Erröte, Kulturwelt!“ möchte man ausrufen, wenn man so die ärgsten Leiden des Krieges sich nahegebracht sieht. Da tritt erst so recht das Bewußtsein des großen Leids der gegenwärtigen Zeit einem vor Augen, und man möchte die, welche die Kriegsprofitur so vollständig mit Beschlag belegt hat, die Tag um Tag an den in schwachen Umrissen gezeichneten Bürgergrenzen entlang ein vaterlandsfeindliches Gewerbe ausüben, herbeizerrn können zu diesen Selbsttransporten — damit die Scham sie zu Boden werfe.

Der Tag graut. Hinter der gezackten Wolkendecke im Norden steigen kleine Wölkchen gen Himmel. Der Lärm im Bahnhof verstummt, aller Augen richten sich auf den langsam einfahrenden Austauschverwundeten-Zug. Es sind Franzosen! Feinde? Ich sehe um mich und lese in den Widern der Umstehenden und finde nichts als maßloses Mitleid. Feinde? Noch vor wenigen Wochen und Monaten haben diese unsere Soldaten gegenübergestanden mit keiner anderen Absicht, als den Untrigen solche Wunden zu schlagen, wie sie sie nun tragen, und doch — beim Anblick joviell Unglücks steigt die Größe des Menschheitsempfindens über das Gohgefühls. Feinde? Ich sehe unter denen, die hier um mich stehen — keinen, der diesen so hart Mitgenommenen etwas anderes wünschte, als Linderung ihrer seelischen und körperlichen Schmerzen.

Maß und stumm, in Uniform und in Zivil, lehnen die Franzosen aus dem Wagen und lassen die fühlende Morgenluft sich um die Köpfe streifen. Es ist, als wollten sie so recht viel von allem, was um sie vorgeht, in sich aufnehmen — als müßten sie später so manche Jahre an den Erinnerungen zehren, da sie der Zug durch deutsche, durch ihnen feindliche Gebiete führte, die ihnen früher als unwirkliche Gegenden geschildert wurden, und die sich ihnen nun als ein Dmell von Naturschönheiten offenbaren.

Im Innern des Zuges ist das Bild ein trübselig anderes: Voll Jammer. Ich sehe Krüden und Verbände und will nicht hinblicken, wo Glieder fehlen. In die Augen sehe ich ihnen, die heil sind und nicht lachen — nicht weinen. Ein trotziger Zug liegt um die Mundwinkel. Der Dolmetscher, ein französischer Sanitätsarzt, verrät mir, was in dieser Menschen Innern vorgeht: Sie wären trotz allem, was sie in Deutschland gesehen, noch voll Zuversicht auf den endlichen Sieg Frankreichs. Die Freude, die sie hätten auf die Heimkehr, auf den Empfang in Frankreich. Sie unterhielten sich gerne von den Reuten, die ihnen ihr Vaterland zukommen ließe — sofort und später nach dem Sieg. Ich lasse den Sanitätsarzt reden und will ihm keine Zuversicht und die seiner armen Landleute nicht nehmen — der Zug setzt sich in Bewegung. Ich steige rasch aus, und lasse den Zug an mir vorbeifahren. Alle Blicke der sich aus den Fenstern Lehenden streifen mich neugierig — keine Miene verzieht sich, kein Tuch winkt, kein Abschiedsruf wird hörbar — ruhig wie er gekommen, fährt der Zug verwundeter Franzosen aus der Bahnhofshalle in der Richtung nach Süden — der Schweiz zu.

Wieder quart der Tag. Stehend durchbrechen der Sonne züngelnde Strahlen das Wolkengewebe. Der mitten in der Nacht angelkommene Zug mit deutschen Austauschverwundeten hält auf einem Nebengleis. Bunte Fähnchen und prächtige Blumensträuße zieren rings die Wagen, Kränze von Waldesgrün wunden sich um die Fenster, ja sogar die Wagendächer sind mit Blumen bestreut. Ich werfe einen Blick durch eines der Fenster: Rings im Wagenraum stehen Bänke, aus denen blendend weiße Bettwäsche hervorleuchtet. Da liegen sie, unsere Soldaten, tief atmend, ermüdet von den Aufregungen des Empfanges. An den Bett-Enden die Krüden, und die Verbände, die unter den Decken zum Vorklein kommen, reden Bücher der Vergangenheit. Und doch wird beim Erwachen ihr erster Gedanke die Heimat sein, die sie nun aufgenommen hat, und freudigen Willens werden sie auf die Landschaft schauen, die zum Fenster hereingrußt. Die Pflicht, für Lebenszeit mitzuwirken, damit die Hoffnungen dieser Schwerverwundeten nicht zerhört werden, und in der Sorge für ihre Zukunft die Allgemeinheit eine höchste Aufgabe erblickt, wird in mir bei diesem Anblick zum heiligen Vorsatz.

Inmitten des Zuges aus einem Winkel des Salonwagens wird mir ein lebensfrohes Bild: Da sitzen vier „Feldgrauen“, die die erste Nacht in der Heimat nicht schlafend zubringen wollten, jenseitwärtig beisammen. Das breite Fenster ist weit geöffnet. Ein Gemisch von Blumen- und Zigarettenrauch schlägt mir entgegen und aus vier frischen Kehlen ruft es: „Guten Morgen!“ — „Willkommen daheim!“ sage ich. Ihre Augen leuchten und ihre Hände strecken sich mir entgegen. Es ist mir wie eine Weile, daß ich ihnen in der Heimat den ersten Morgenluft erntete darf. Das strömt von ihren Lippen über von den gewaltigen Eindrücken der Fahrt durch die Schweiz von dem Empfang in Konstanz — was der eine redet, bestärkt der Andere mit leuchtendem Blick. Das ist eine Einmütigkeit und Kameradschaft unter den Vieren, die mir förmlich wohl tut. Sie waren so gut aufgelegt, daß ich beinahe vergesse hätte, daß ich Schwerverwundete vor mir habe. Kluglich fiel mein Blick auf umgekrempelte, mit Sicherheitsnadeln nach oben festgenagelte Sofenbeine und ein Stroh ging mir durch den Körper.

Was die vier Soldaten mir anvertrauten, war alles so ungekünstelt, so ohne Vorschub der eigenen Person. Der Eine freute sich wie ein Kind darüber, daß er den Franzosen zum Schluß noch ein Schnippen geschlagen hatte, indem es ihm trotz eingehender Verbesichtigung gelang, harmlose Briefe von seinen Kameraden nach Deutschland mitzunehmen. Der Andere erzählte mir von den Operationen, die er ausgeführt habe. Wenn er dann maximal aufgeschrien habe in unbändigen Schmerzen, hätte der französische Arzt spöttisch bemerkt: „Warum schreiest Du denn so? Du hast es ja so gewollt. Wärest Du daheim geblieben. Bedanke Dich doch bei Deinem Kaiser oder singe lieber Deutschland, Deutschland über alles.“ Der Dritte erzählte mir, wie in Lyon die Menge fast den Wagen gestürmt habe, in dem sie lagen, ähnelnd davor, daß sie nun doch nicht mehr die Heimat sehen sollten. In Genf hat man uns förmlich in Blumen und Zigarren erstickt.

Ich hätte diesen vier Brachmenschen, die so ganz ihr Schicksal vergaßen, noch lange zuhören können. — Da setzte sich der Zug in Bewegung. Die Fenster waren sämtliche geöffnet; überall sah man frohe Gesichter und alle winkten mir freundlich zu. — Die Zukunft der Kriegsinbalken wird mehr wie alles leere Gerede von Kulturhöhe und Kulturtiefe der Völker ein Maßstab für wirkliche Kultur sein.

Vermischtes.

Im Hofbräuhaus. Ueber die schmerzlichen Mäten der bayerischen Bierphilister in der Kriegszeit plaudert die „Münchener Post“:

In München gab es eine Stätte kühler Labial, die der Wäbeler auf der ganzen Welt berühmt gemacht hatte. Und das Volk besang sie als Urquell Münchener Gemütlichkeit. Es war das Hofbräuhaus, das Weßla aller Zustände.

Das Bierherz könnte einem brechen, wenn man jetzt in den ersten Stunden eines heißen Nachmittags diese Staatsanstalt besucht. Die Hallen sind betrauert, trauernd und verlassen stehen im Hofe die großen Bänke, die sonst um diese Zeit belagert waren wie feindliche Festungen. Ein Plakat erklärt das hier unfahrbare Mittel: Die Schenke wird (erst) um 5 Uhr nachmittags geöffnet.

Gegen 4 Uhr besetzt sich das Maßl. Ältere Herren, trostgenährt, mit rötlicher Gesichtsfarbe, gehen auf und ab, nervös die Uhr ziehend, unverständliche Worte murmelnd. Die meisten tragen ein Röckchen in der Hand, über dessen Inhalt der Eingeweihte nicht im unklaren sein kann; das Papier trägt frischen Schwarzenbrot, unterwundene Rippen, edeln wohnwühlenden Käse. Und aus mancher Seitentasche lugt neugierig das Schwänzen eines Rettigs hervor. Die Uhr schlägt halb; die Angehörigen treten in die Hallen ein, doch läßt sich noch kein Schenkelner blicken. Aber die Kellnerinnen sitzen schon freundlich da in ihren Revieren und grüßen huldvoll: Wo a halbs Stinberl, Herr Maier.

Es vergehen fürchterliche Minuten der Erwartung. Wenn man den Uhrzeiger im Hof mit Gewalt vorsehieben könnte! Aber es hilft nichts, man muß sich gedulden. Endlich holt der Schenkelner zum Schlag aus. Um sich die Zeit zu verkürzen, wird jetzt der Maßfrug herausgeholt und gründlich gewaschen. Und dann stellt man sich an der Schenke an; in langer Reihe. Wehe dem, der sich vordrängen wollte. „Kemma's a zur rechten Zeit — Sie, das geht nö; i bi schon länger do — druda's mit nout, sag i, sunst passiert was —“. Da erscheint der Schenkelner; er bindet sich den „Schaba“ um, steht nach der Uhr, stößt die Hand auf dem Bier-schlagel und schaut gleichgültig über das Gewimmel vor der Schenke hinweg. Fünf Minuten — zwei Minuten — jetzt schlingt's Ganze. Ein dumpfer Schall, der Bier-schlagel hat den Strophen ins Maß geschlagen, die erste Maß sprudelt heraus.

Nun wird's lebendig im Hof und auf den Bierbänken. Da wiegt einer prüfend den Krug in der Hand, bläst den Schaum zurück und tut einen langen Trunk. Maß! Er wippt sich den tropfenden Bart ab und wendet sich zum Nachbar. „Das hat wohl so. Mei Wie is so genau, i magch um siebne beim Essen doham sei. Drum sang i alle Tag um viere o und na wer i grad schö ferli. Was mos soll das iakt hochn, um fünf zappos ercht o, da langt d' Zeit nimma recht, i kimm alle Tag z'urz.“ Der Nachbar holt einen Seufzer aus fetter Brust; er nickt betrübt mit dem Kopf und meint: „Ja, ja, iakt gipirt holt Müdn an an Krieg.“

Man trinkt und spricht. Aber wo sind die Bierhausstrategen geblieben, die beim normalen Betrieb des Hofbräuhauses das große Wort führten? Sie erobern jetzt nicht mehr Paris und Petersburg, sie forcieren nicht mehr die Schlachtenpläne Hindenburgs. Man redet nicht von Kriegen, man redet vom Biere, von dem wenigen Biere. Der Krieg, der die Bierhausheit bewirkt, hat sich selber ausgefressen. Die Bierhausheit überwindet alle anderen Interessen. Doch berichte sich neulich auch einer, dem die Atmosphäre des Hofbräuhauses fremd war, nach dieser Stätte angewandter Bierkunst. Er zog eine Zeitung aus der Tasche, schlug den militärischen Tagesbericht auf und fragte: „Haben Sie's schon gelesen?“

Da redeten sich ringsum die Käse und alle riefen gleichzeitig: „Was? Wird morgen e ha ogapf?“

Ein gutes Entsaugungsmittel. Die „Nordhäuser Zeitung“ veröffentlicht folgenden Feldpostbrief aus der „Gefährlichen Gemüthlichkeit“: „Lieber Feind! Heute erhältst Du einen Abschnitt aus meinem Tagebuch, eine naturwissenschaftliche Abhandlung. Vielleicht kannst Du sie für Dein neues Werk benutzen! „Unsere kleinen Freunde, die Ameisen.“ Unsere Freunde nennen wir die Ameisen durchaus nicht der uns immer zur Nachahmung empfohlenen Tugenden wegen, wie Fleiß, harmonisches Zusammenarbeiten und die damit verbundene glückliche Arbeitsvollendung. Keineswegs! Wir Naturmenschen haben eine ganz andere interessante Entdeckung gemacht: Ein Ameisenhaufen ist die beste Entsaugungsanstalt. Das Verfahren ist bis jetzt noch nicht geschickt geschützt, steht also jetzt noch jedem zur Nachahmung frei. Das zu entsaugende Meidungsstück wird gewendet und auf den Ameisenhaufen gelegt. Natürlich wird bei dem uns befreundeten kleinen Vöckle sofort Alarm gelassen, und bald wimmelt es von zum Kampf gerüsteten Streiterei. Sie durchsuchen jede kleine Stoffalte und unbedenklich wird jede Leus hervorgezogen und zur Wartezeit in den Bau geführt. Und da die Ameisen alles, was sie beginnen, bis zur Vollendung durchzuführen, ergreifen sie auch hier einer vollkommenen Vernichtungskampfung gegen die Käse und selbst die Eier werden von der Brutstätte entfernt

und im Triumph hinweggebracht. Bei derartigen „Barbarei“ wird von uns ein Auge zugedrückt. — Der Kampf scheint beendet zu sein. Unsere kleinen Freunde sind in ihrem Bau gerückt, da ergreifen wir das Kleidungsstück und entfernen daraus die noch etwaigen Befähigungsgruppen der Ameisen.“

Die Kriegserklärung gegen die Spanen wird in diesem Jahre ganz besonders häufig verkündet, weil viele Spanenbäcker den Hinweis auf die Notwendigkeit jeden Getreidekorns der kommenden Ernte zur Begründung der Spanenvernichtung benutzen. In spitzfindiger Weise wird berechnet, wieviel Zentner Getreide von den Spanen verlitet und so dem Verbrauch durch Menschen oder Haustiere entzogen werden. — Selbstamerweide wird aber niemals darauf hingewiesen, wieviel Getreide andere frei lebende kleine und größere Tiere (Wild, Mäuse, Vögel) verbrauchen, wenn sie es teils unter während des Wachstums oder nachher aus den Weiden fressen. Für solche Fälle sind die schönsten Entschuldigungen aufzulegen und es ist ja auch gut, daß man nicht alles mit Stumpf und Stiel ausrotten will, was nicht immer möglich ist; denn n u z nützliche Tiere gibt es gar nicht. Andererseits kann man aber vom Sperling auch nicht sagen, daß er nur schädlich ist. Ganz besonders im Frühjahr könnte er den Finzen usw. als Vorbild dienen, bezüglich gewissenhafter Wfschung der Sträucher und Bäume nach Raupen, Mistkäfern und dergleichen. Auch in Wäldern, wo die Eichenwälder ihre Umweiser treiben, findet man ganze Schwärme von Sperlingen als Hauptvertilger der Raupen des genannten Baumstüblers.

Es soll nicht bestritten werden, daß infolge massenhaften Auftretens von Sperlingen an bestimmten Stellen eine Verminderung derselben wünschenswert ist. Diese sollte dann aber in gewissenhafter Weise erfolgen und nicht in so gefährlicher und tober, wie es jetzt meistens geschieht. Gefährlich für die Menschen, da jeder dumme Junge glaubt, überall umgehört zu werden, weil es den schlammigen Spanen an den Krügen gehen soll. Aus weiterer Dummheit und Schammut werden dann aber auch viele andere sehr nützliche Vögel getötet, wenn diese einem Spak nur entfernt ähnlich sehen. Daß deren Brutten gleichzeitig zugrunde gehen, liegt auf der Hand. Besteht schon darin eine Noheit, so wirkt diese noch unheilvoller, wenn sie von Kindern beobachtet wird, was leider auch vielfach vorkommt, nachgemacht wird. Kerkerst bedenktlich und schlimm ist es aber, wenn Herden noch Preise für die Köpfe der Sperlinge aussetzen und so der Verrohung Vorstoß leisten. Was wird dann aus den Früchten der Rindererziehung durch Schule und Kirche? — Alles, was von diesen Seiten in jahrelanger mühsamer Arbeit aufgebaut wurde, ist dann auf einmal vernichtet. — Wenn schädliche Vögel vertilgt werden sollen, so darf es nur durch erwachsene und gewissenhafte Personen geschehen und nur zu solchen Zeiten, wo durch Tötung der Vögel keine Jungen elendiglich im Nest verhungern.

Sprachecke des Allgem. Deutschen Sprachvereins.

7. Der Lebenslauf der Deutschen.
Daß wir unsere persönlichen Angelegenheiten zum großen Teil in Fremdsprachen zum Ausdruck bringen, ist ein Beweis dafür, wie tief die Ausländerei bei uns eingedrungen ist. Der Deutsche kommt als Baby (Säugling, Kleinkind) auf die Welt und wächst, wenn er reicher Leute Kind ist, unter der Aufsicht einer Gouvernante (Erzieherin) heran. Seinen Unterricht empfängt er in einer Elementarschule (Vorschule), einem Institut (Stift), Pensionat (Erziehungsanstalt), Gymnasium (höhere Mädchenschule), hier und da auch in einer Anstalt für Kostnahrung (gemeinschäftliche Erziehung). Nach dem Ablauf der Schulzeit steigt der Jüngling zum Konvivant (Wohnemann) und schließlich zum Mädchen für den Hirtz (Liebhaber). Schließlich scheidet sich jedes durch ein Inserat (Zeitungsanzeige) nach einer guten Partie (Zeitart) um, die alle Chancen (Aussichten) für eine heilige Existenz (Leben) bietet. Man teilt sich in ein Leben zwischen Bureau (Geschäftszimmer) und Salon (Wohnzimmer) und das i hre zwischen Toiletten (Kleidung) und Klub (Vereins-)fragen. Personal (Angehörige, Diensthilfen), Repräsentation (Auftreten), Garberobe (Kleidung) — alles muß die (geschmackvoll) und elegant (soornehm) sein. In der Saison (Reisezeit) fahren beide in einen klimatischen Kurort (Luftheilort). Seine Position (Stellung), die Konjunktur (Geschäftslage) und seine Finanzen (Gelder) erlauben ihm das. Successe (noch und noch) nach sich der feine Marasmus (Kräfteverfall) und mahnt an das Ende. Die irdische Hülle des Verstorbenen (nach und nach) wird der feine Marasmus (Kräfteverfall) (gänglich unangenehmer) Gebanke war, in dem Krematorium (Verbrennungshalle) eingäschert. — Man stellt, wie Naturschönheit, Einfachheit und Deutschtum aus unserer Umgangssprache geschwunden sind.

Heiteres.

Die Schlacht bei Örs. Im Berliner „Tag“ befindet „Gottlieb“ die große Sponzofschicht und zwar zu Ehren des glorreichen Italiens in einem italienischen Dialekt, der allerdings auch dem Nichtitaliener vertraut klingen wird.

(D'Annunzio's Bericht)

I.

Oh Goerz Gorizia! oh Isonzo!
Cadorna — nostro grande bonzo!
Cara patria italiana!
Dunderkiesel — unso kann kana!
Venezia! Sialia! Apulla!
Evviva! Jawollja! Jawulja!
Todeschi mausato la Gioconda —
Keen wonda!
Non futschikata, non perduta
E mia rivolvera-schnuta.
Ecco mio motto — weess gotto:
„Isonzo e Gorizia!
Italia, stibizia!“

II.

Oiwè! Una marcia funebre!
Ieko bibbre e bebre.
Italiani kriegano kloppa!
Machano hoppa-hoppa!
Nostru gloriosi soldati,
O Matti, o Vati!
Oh maledotta vita,
Non in titta!
L'Italia pleite da so —
Oiwè!!!

